# Der Sonntagsgast.

Jahrgang 18. Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger. No. 40.

## Das Geheimniß von Dunville.

Nach den Aufzeichnungen eines Geheimpolizisten. Von Fr. Holzer.

In dem Städtchen Dunville im südlichen England herrschte große Aufregung. In einer Zeit von drei Monaten wurden dort mehrere Morde auf geheimnißvolle Weise verübt, ohne daß es gelungen wäre, jemandem auf die Spur zu kommen.

Diese Morde geschahen jedesmal, wie gerichtlich festgestellt wurde, mittels eines scharfen Messers oder eines Dolches, aber das Sonderbarste dabei war, daß kein einziges von den Opfern beraubt wurde. Auch der Thatort war jedesmal ein anderer.

Der erste Mord wurde in einem Schlafzimmer verübt, der zweite auf einer Brücke, der dritte in einem der ersten Gasthäuser des Städtchens, der vierte endlich im Stadtpark. Weder Polizei noch Gerichtskommission wußten hier Rath. Man wendete sich darum nach London mit dem Ersuchen, es möge ein erfahrener Geheimpolizist nach Dunville entsendet werden.

Der Vorstand der Abtheilung „Geheimpolizei" hatte für diese schwierige Aufgabe mich gewählt. Ich war damals jung, erst eine kurze Zeit im Amt und dürstete nach Thaten, um mich auszuzeichnen. Mit allem Nöthigen bekannt gemacht und mit einem Ausweis versehen, reiste ich also nach Dunville. Hier wurde mein Erscheinen streng geheimgehalten. In einem Gasthaus nahm ich als „Zahnarzt" Wohnung, einestheils deshalb, weil ich in dieser Kunst bewandert war, andererseits hoffte ich als solcher mit den unterschiedlichsten Menschenklassen am leichtesten bekannt zu werden. Und wirklich hatten sich bald mehrere Patienten gemeldet, denen ich entweder Zähne auszog oder plombirte.

Bei dieser Gelegenheit brachte ich nun die geheimnißvollen Morde zur Sprache, aber keiner der Patienten konnte mir darüber auch nur das Geringste mittheilen. Meine sonstigen Nachforschungen waren ebenfalls umsonst.

Mitten in einer Nacht wurde ich durch ein heftiges Pochen an meiner Zimmerthür aus dem Schlaf geweckt.

„Wer da?" rief ich.

„Stehen Sie auf, Herr, aber nur schnell!" rief eine Stimme draußen. „Richter Dikson möchte Sie gern sprechen."

Es war die Stimme des Wirths.

Hastig kleidete ich mich an und eilte hinaus.

Herr Dikson sah ganz verstört aus.

„O, welch' schreckliche Dinge gehen da bei uns vor!" rief er aus.

„Was ist geschehen?" fragte ich.

„Kommen Sie!"

Er führte mich in das anstoßende Zimmer, wo ich auf dem Divan einen Mann mit Blut befleckt liegen sah, welcher schwer stöhnte und ächzte.

Bei unserem Eintreten wollte sich dieser schnell erheben, und die zwei Wärter, welche ihn an Händen und Füßen festhielten, mußten sich zusammennehmen, um ihn daran zu verhindern.

„Hilfe, Hilfe!" rief der Verwundete verzweifelt, schon wiederum naht das Gespenst heran.... gerade aus dem Monde her.... o, o! es wirft sich mit dem Messer in der Hand auf mich.... Hilfe, Hilfe!—"

„Das ist schrecklich! So schreit er jeden Augenblick!" flüsterte der Richter.

„Wer ist das?" fragte ich.

„Es ist mein Diener. Ich habe ihn in die Apotheke nach einer Arznei für mein Kind geschickt, welches plötzlich erkrankte. Nach einigen Minuten ist er in diesem Zustand zurückgekehrt.—Was halten Sie davon, um Himmelswillen?"

„Gewiß, hat ihn die Person des Angreifers durch ihr Aussehen erschreckt. Zum Glück ist er nicht getödtet, und so dürfte es uns wohl gelingen, mit Hilfe dieses armen Teufels dem Mörder auf die Spur zu kommen."

Man holte den Arzt. Dieser erschien und untersuchte den Verwundeten nur ganz oberflächlich:

„Ein Schlag in's Genick — zum Glück glitt der Stoß an der Krawatte ab — es ist nicht so schlimm — bringen Sie Wasser!"

Der Verwundete beruhigte sich, wurde gewaschen und verbunden.

„Wann, glauben Sie, daß der Verwundete vernommen werden kann?" fragte ich den Arzt.

„Etwa übermorgen, vorausgesetzt, daß unter dem ausgestandenen Schrecken nicht sein Verstand dauernd zu leiden haben wird."

„Schade, daß ich gerade in diesem Augenblick nichts erfahren kann. — Ich bitte Sie, Herr Dikson," fragte ich, „wo führt der Weg in die Apotheke?"

Der Richter deutete mir die Richtung an, ich nahm meinen Revolver zu mir und machte mich auf den Weg.

Die Nacht war schön, Vollmond, so daß ich alles, was sich nicht in dem Schatten der Häuser befand, ganz deutlich wahrnehmen und beobachten konnte. Mit größter Vorsicht spähte ich jeden Winkel in der Gasse durch und horchte auf jedes Geräusch. Ich traf niemand. Endlich erblickte ich die Apotheke und ihr Schild mit dem „goldenen Lamm", welches im hellen Mondlicht weithin glänzte. So weit konnte der Unglückliche kaum gekommen sein — er mußte früher angefallen und dabei verwundet worden sein.

Ich drehte mich um, kehrte langsam zurück und erreichte ein enges Gäßchen.

„Hier", dachte ich, „konnte der Mörder aufgelauert haben — ha, was ist das?" hastig sprang ich zur Seite und zog auch meinen Revolver aus der Tasche. Und was sah ich? Es war eine weiße Gestalt, welche sich aus einem Fenster des ersten Stockwerks des Hauses, welches unmittelbar in das Gäßchen führte, herausneigte.

Athemlos stand ich da und wartete, was die Gestalt jetzt beginnen würde.

Ich stellte mich jetzt ganz in den Schatten der Bäume zurück, welche sich doppelreihig bis zu dem Gäßchen hinzogen. Die Gestalt sah lange nach allen Seiten herum und verschwand endlich in dem Gemach.

So stand ich da mit dem Revolver in der Hand und wartete, bis die Gestalt abermals zum Vorschein käme — doch umsonst, mein Warten war vergeblich, und so kehrte ich denn ohne Ergebniß abermals in mein Gasthaus zurück.

Die wildesten Träume beunruhigten in dieser Nacht meinen Schlaf, und schon am frühesten Morgen stand ich auf und begab mich zu dem Richter, um ihm meine Erlebnisse von gestern mitzutheilen.

„In welchem Hause haben Sie diese Gestalt gesehen?" fragte Dikson.

„Von der Apotheke links."

„Dann hat Sie Ihre Phantasie getäuscht, denn besagtes Haus ist zu dieser Zeit nicht bewohnt."

„Ich bin kaltblütig genug," wendete ich ein, „um mich nicht von mir selbst täuschen zu lassen, und es ist darum nicht ausgeschlossen, daß gerade dieser Umstand einen Verbrecher dazu vermocht hat, das leere Haus zu seinem Versteck zu wählen."

Auf mein Verlangen wurden mir sechs Wachtleute zur Verfügung gestellt, welche mich zu diesem geheimnißvollen Hause begleiteten.

Es war ein schönes Haus mit geräumigem Hof und einem Garten, dessen Mauerumfriedung längs der Gasse sich hinzog. Der Eigenthümer des Hauses, ein reicher, alter Junggeselle befand sich mit seinem Diener auf Reisen. Das Hausthor war gesperrt und ich mußte dasselbe von einem Schlosser öffnen lassen.

Jetzt trat ich in die Einfahrt; — alles still wie in einem Grab. Die Thüren rechts und links, auch jene, welche in den Hof hinausführten, waren alle geschlossen. Hier konnte niemand eindringen; — ich war wiederum zu Ende mit meinem Scharfsinn.

Doch nein. — Plötzlich entdeckte ich Kothspuren auf der Erde, welche noch feucht waren. Wer ist wohl diese Person, welche hier war, und wie kam sie hinaus?

Ein Wachtmann machte mich jetzt auf eine Holzwand unter der Treppe aufmerksam. In dieser Wand zeigte sich eine kleine Thüre, welche wir vorher nicht bemerkt hatten.

Dieselbe ließ sich ganz leicht öffnen, und wir gelangten durch sie in einen Keller. Mit Revolvern in den Händen drangen wir nun vorwärts.

Aber auch hier war niemand zu finden. Dafür entdeckten wir, daß man durch die Kellerfenster ganz leicht in den Hofraum gelangen konnte.

Zwei von den Wachleuten ließ er in der Einfahrt zurück, zwei andere in dem Hofe und mit den übrigen fügte ich mich in die oberen Stockwerke hinauf.

Hier war alles gut verschlossen, nur auf den Gängen hatten wir abermals die frischen Fußtritte eines Menschen erkannt. Diese führten zu dem Fenster eines Gemachs und von da wiederum zurück. Wo steckt also dieses geheimnißvolle Wesen?

Wir wanderten zurück in den Keller, von da in den Hof hinaus und in den Garten, welcher auf das sorgfältigste gepflegt. Rechts in der Gartenmauer fanden wir eine Thür, welche in das Gäßchen hinausführte. Ich drückte an der Klinke, die Thür ging auf und wir gelangten in's Freie.

Gerade in diesem Augenblick schritt ein großer, starker Mann an uns vorüber. Ich fuhr zusammen. Aus seinem aschgrauen Gesicht glänzten zwei eitige Augen auf mich; sie waren beinahe unbeweglich, wie die Augen einer Leiche.

„Wer ist dieser Mensch?" fragte ich meinen Begleiter.

„Ein armer Teufel, Herr,—der heißt Patrik und beschäftigt sich mit der Gärtnerei. Aber mit seinem Kopf soll es nicht ganz richtig bestellt sein."

„Um Himmelswillen!" schoß es mir wie ein Blitz durch den Kopf, „das ist ja die Gestalt, welche ich gestern in dem Fenster dieses Hauses sah. Was hat ihn wohl daher geführt? Woher dieses gespenstige Antlitz und dieser todte Blick? War er mondsüchtig? Und konnte er es nicht sein, welcher diesen Mordanfall ausgeführt?

Ich fragte nun einige Neugierige nach ihm aus, welche sich inzwischen um uns ansammelten. Sie sagten, daß Patrik den Garten pflege und jetzt während der Abwesenheit des Eigenthümers den Garten täglich besuche und den Schlüssel zu dieser Thür bei sich habe.

Schnell kehrte ich auf das Polizeiamt zurück und meldete meine gemachte Entdeckung. Von da begaben wir uns in die Wohnung Patriks, welche hinter dem Städtchen lag. Patrik war nicht zu Hause, aber die Thür seiner Wohnung stand offen. Wir durchsuchten alle seine Sachen und fanden darauf in einer Kiste einen Dolch versteckt, an welchem noch ganz deutliche Blutspuren sichtbar waren.

In diesem Augenblick kehrte auch der Gärtner Patrik zurück. Er sah uns ganz stumpfsinnig an und zeigte auch keine Bewegung, als wir ihm den Dolch zeigten. Es schien, als wäre er sich seiner Handlungen gar nicht bewußt.

Wir forderten ihn auf, uns zu folgen, er ließ sich ganz ruhig in das Gefängniß abführen.

Das mit ihm eingeleitete Verhör war ohne Erfolg geblieben. Stumpfsinnig starrte er den Richter an und gab keine Antwort.

Mit Ungeduld warteten wir nun auf die Vernehmung des verwundeten Dieners. Aber auch dieser gab keine zufriedenstellende Auskunft und erzählte nur, er sei ruhig seines Weges gegangen, als plötzlich eine Riesengestalt aus dem Gäßchen auf ihn stürzte und ihm einen starken Hieb in das Genick versetzte. Unwillkürlich habe er die Flucht ergriffen und sich auf diese Weise gerettet. Mehr wisse er nicht.

Der Gärtner Patrik wurde nicht vor das Schwurgericht gestellt, sondern nach vorausgegangener ärztlicher Untersuchung in die Irrenanstalt abgeführt, wo er nun sorgfältig beobachtet wurde. Und wirklich stellte sich bei ihm in der ersten Nacht des Vollmondes eine fürchterliche Tobsucht ein. Er stürzte sich auf seine Wärter und wollte diese erwürgen. Jetzt war kein Zweifel mehr, daß nur er allein der Urheber dieser geheimnißvollen Morde war. In der Irrenanstalt verblieb er bis zu seinem Tode.

## Unser Helmut.

Von Gh. Zoeller Lionheart.

„Gratulire, Herr Hauptmann, ein Junge!" Mit diesen Worten begrüßte die Dame, die seit ein paar Stunden das Regiment in unserem Hause führte, meinen Vater, als er von dem Dienst heimkehrte.

Nach dem strahlenden Aussehen meines Vaters zu urtheilen, mußte die Geburt eines Jungen allerdings ein Ereigniß von weltbewegender Bedeutung sein; denn bei der meiner beiden Schwestern—ich bin die älteste—sah er weniger beglückt aus, und die Mama bat ihm beinahe demüthig die wiederholte Enttäuschung ab. Die Dienstboten schlichen auf den Fußspitzen umher, denn mit dem Gestrengen war damals nicht gut Kirschen essen, so übellaunig schrie er jeden an.

Dieses Mal brachte der Klapperstorch eitel Sonnenschein und Freude in unser Haus. So ein Junge muß doch ein ganz besonders werthvoller Mensch sein, überlegte ich mit meinem sechsjährigen Verstande und bekam Riesenrespekt vor dieser wichtigen Persönlichkeit, um die sich jetzt alles bei uns drehte und die mir eine so große Tüte mitgebracht hatte.

Die Taufe gestaltete sich zu einem glänzenden Triumphfeste. „Es ist ja ein Junge!" hatte mein Vater in meinem Beisein zu meiner Großmutter gesagt, als liege in dem bloßen Faktum schon eine genügende Erklärung. Von seinem Standpunkte mochte er ja auch ganz recht haben. Nur, daß die Großmama diese Erklärung als vollgültig ansah, ohne ihr eigen Geschlecht dadurch herabgesetzt zu sehen, wollte mir, als ich älter wurde, nicht recht verständlich erscheinen.

„Schade, daß die Lotte—das bin ich—kein Junge geworden. Verstand hätte sie dazu," bemerkte einmal mein Vater. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, weshalb bei einem „Frauenzimmer" — mein Vater betonte das Wort stets so mißachtend, als wäre es schon ein Vergehen, als solches auf die Welt gekommen zu sein — dasjenige für vorwitzig und unangemessen gälte, was bei einem Maskulinum zur Zierde gereicht. Mein rascher Verstand, meine schnelle Gedankenäußerung wurden immerfort getadelt, während man meines Bruders vorlautes Wesen später als frühreife Befähigung anstaunte und offen bewunderte.

Bei der schmalen Zulage und dem bloßen Hauptmannsgehalt war es ein Kunststück, mit vier Kindern standesgemäß auszukommen. Die Krone der Schöpfung, unser kleiner Helmut, hat indeß unter den knappen Verhältnissen nie zu leiden gehabt. Alle Einschränkungen trafen uns: „Es sind ja nur die Mädchen, Mädchen sind bedürfnißlos", hörte ich öfters Mama sagen.

Als unser Helmut — er war nach Papa und Großpapa getauft worden, nach Quinta im Laufe der Jahre kam, sprach er von uns nur achselzuckend als von den „dummen Mädchen". Etwas lieblich dargebotene Puppe wies er als Baby schon höhnisch mit den Worten zurück: „Schickt sich nicht für Jungen", und als er mit vielen Nachhilfestunden und vielem Anfeuern von meiner Seite es glücklich bis zur Tertia gebracht, blickte er von der Erhabenheit seiner Gymnasialbildung mit unverhohlener Verachtung auf unser Mädchenwissen herab.

Ohne Sang und Klang waren die Schwestern und ich seiner Zeit eingesegnet worden. Als dieser große Tag für unsern Helmut in der Kadettenanstalt herankam, bildete er wieder eine wichtige Epoche in unserem Familienleben.

Auch nach einer anderen Seite hin sollte dieser Tag zu einem Abschnitt in meinem anspruchslosen Dasein werden. Ich lernte in Helmut's Vorgesetzten, der mein Tischführer war, den Mann kennen, dem ich jubelnd mein Leben anvertraut hätte. Nach wenigen Wochen that er die bedeutungsvolle Frage. Aber er war arm von Hause aus und mußte auf die vorgeschriebene Heirathszulage rechnen.

Mit vertrauender Liebe wandte ich mich an Großmama. „Ja, mein Seelchen, natürlich würde ich sie euch geben, wenn nicht der Junge wäre. Deine Eltern rechnen von meiner Seite auf die Zulage, die sie nicht bestreiten könnten, da Helmut in ein Reiterregiment will. Ich spare dafür seit den letzten Jahren schon, mein liebes Kind."

Da riß mir zum ersten Mal der Geduldsfaden. Was all die gefärbten, oft gewendeten Kleidchen, das Verzichten auf jeden Jugendgenuß nicht vermocht, die Liebe brachte es zum Vorschein, das Rebelliren gegen das Familienidol. „Der Junge und immer der Junge", rief ich bitter aus, „haben wir Mädchen denn gar keine Daseinsberechtigung?"

Die alte Großmama sah mich mit großen, erschrockenen Augen an. Mein Auflehnen hatte sie ersichtlich schwankend und irre gemacht.

„Helmut könnte allerdings auch in ein billigeres Regiment — na, sprich mit deinen Eltern," stotterte sie unentschlossen, „ich bin mit allem einverstanden."

Ich faßte mir ein Herz. Ich kämpfte zäh, wild, leidenschaftlich um mein Glück. Doch vergeblich. Man verwies mir meinen verwerflichen Egoismus, zeigte mir klar, daß ich vor meinen anderen Schwestern nicht bevorzugt werden dürfe, daß dazu nur einer Ansprüche habe: unser Helmut, der der Familie einen neuen Glanz und neue Ehre hinzuzufügen bestimmt sei.

Paul und ich nahmen also Abschied. Welch einen traurigen Abschied! Er stammelte etwas von Geduld haben. Wenn Hauptmann erster Klasse sei....

* * *

Ich habe Geduld gehabt — o, wie viele! Papa hat längst den Abschied als Major. In Erna hat sich zum Glück ein reicher Gutsbesitzer verliebt. Marie heirathete gegen den Wunsch der Eltern einen Wittwer, einen reich gewordenen Bäckermeister, der sich zur Ruhe gesetzt hatte. „Was wird unser Helmut zu dem Schwager sagen?" waren Mamas ängstliche Bedenken. Aber Marie war sehr selbstständig. Sie antwortete trocken: Das ist mir gleichgiltig! Ich habe jetzt eine gute Versorgung und eine gesicherte Zukunft."

Ob sie recht hatte? Es ist ein etwas hausbackenes Glück geworden, indeß fühlt sich Marie zufrieden dabei und überhört Helmut's Seitenhiebe über die Säbelbeine des früheren Bäckers.

Ich arbeite viel für Stickereigeschäfte und Porzellanmanufakturen und verdiene ein ganz nettes Geld für die hübschen Sächelchen, die ich Abends heimlich abliefere. Freilich habe ich selbst nur wenig von dem Erlös. Er wandert zu Papas besonderer Pflege fast ganz in die gemeinschaftliche Wirthschaftskasse. Papa thut, als merke er nichts davon, und Mama wird roth und streichelt mir stumm über den Scheitel.

Unser Helmuth braucht schrecklich viel Geld, und er hat fast immer Schulden. Die arme Großmama hat seufzend schon zweimal vom Kapital hergeben müssen. Aber nun hat alle Noth ein Ende, all die schweren Opfer für Helmut sind doch nicht umsonst gebracht: seit ein paar Tagen ist er mit einer steinreichen Amerikanerin verlobt, und nächste Woche wird er sie uns vorstellen!

Hei, wie das unser kleines Haus in Aufruhr bringt! Unser Helmut wird kommen! Ich bin todtmüde von all dem Scheuern, Gardinenaufstecken, Laufen treppauf, treppab. — Nun sitze ich unter dem schwülduftenden Lindenbaum und halte Mittagsruhe.

Welch glänzende Uniform verirrt sich da zu uns? In Gala, mit Helm und Epauletten. Mir kommt die hohe Gestalt, vom Rücken gesehen, so bekannt vor.... Hilf Himmel! Er, mein Paul! Paul Gräbnitz! Und ich in meinem Arbeitskittel mit dem zerzausten Haar! Aber es giebt kein Entrinnen mehr, die alte Dörthe führt ihn gerade auf mich zu.

Wie mein Herz klopft! Die Linde duftet, die Vögel jubiliren. Mir stocken die Pulse in süßem Schreck. Wie stattlich er geworden ist, männlich straff und blühend schön, in den besten Jahren! Und ich? Seh' ich's an seinem erschrockenen Blick und der verlegenen Röthe nicht, da er nun vor mir steht und meine beiden Hände hält? Höre ich's dem erkälteten Ton seiner Stimme nicht an, was aus mir geworden, wie enttäuscht er ist? — Eine verblühte, alte Jungfer.

Aber Gräbnitz ist ein Ehrenmann. Er fühlt sich gebunden. Er löst zögernd und stockend sein Wort ein. Ich fühle, welche Mühe es ihm kostet, und Gnadengaben kann ich nicht annehmen.

Wie er erleichtert aufathmet, als ich bewegt ablehne — weil ich meine alten Eltern nicht verlassen kann, weil.... weil ich doch eingesehen, daß das Jugendgefühl eine Täuschung sei und was der Dinge mehr sind, die ich mit fliegendem Athem herzähle, um ihn zu täuschen. Er hört aus allem nur das Nein, das befreiende, und küßt bewegt und in dankbarer Ehrerbietung zum Abschied meine Hände. Dankbar für mein Nein! — —

Und nun sitze ich allein unter der Linde. Entgöttert ist der Himmel, der Jubelsang ist Klage, der umstrickende Duft thut meinen Nerven weh....

Da ein Schrei. Ein gellender Wehschrei im Hause. — Großer Gott, was ist geschehen? Mein kleines Leid ist vergessen. Ich stürze ins Haus. Mein Vater liegt da im Sessel wie gebrochen; seine Stirn ist vornüber gesunken auf die gefalteten Hände. Die Mutter liegt auf den Knien neben ihm, wimmernd, stöhnend.

Ich nehme das Telegramm vom Boden, das die beiden Alten zu Boden geschmettert, und lese: „Mein lieber, alter Kamerad! Leider eine Unglücksbotschaft, die ich Ihnen zu melden habe. Ihr Sohn, mein Adjutant, liegt schwer verwundet infolge eines Duells. Streitigkeit wegen eines Mädchens auf einem Maskenball. Sein Gegner war ein Regierungsassessor von Plönitz. Leider nur wenig Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens. In tiefer Theilnahme Ihr von Dallberg."

Ein dumpfer Laut ringt sich von den Lippen meines Vaters: „Todt, todt, mein Stolz, meine Freude, elend zu Grunde gerichtet, mein Helmut, mein armer, armer Junge!"

Mühsam erhebt sich die Mutter in meinen Armen. Ihr wirrer Blick richtet sich hilfesuchend auf mich und wie geistesabwesend gleitet's mechanisch über ihre Lippen: „Mein gutes, gutes Kind! Du hast uns nie im Leben einen Schmerz bereitet."

Das unbewußte Lobeslied der Mutter hat mich mit meinem verfehlten Leben ausgesöhnt.

### Gräfin v. Schimmelmann.

Eine absonderliche aber segensreiche Mission hat Gräfin v. Schimmelmann übernommen. In den Häfen der deutschen Ostseeküste wurde vergangenen Sommer oft eine Schooneryacht unter dänischer Flagge segelnd bemerkt. Es war dies die „Duen" (auf Deutsch „Taube") der Gräfin v. Schimmelmann. In Swinemünde, Stettin, Ahlbeck und Stralsund, und wo sonst noch die „Duen" ankerte, hielt die Gräfin Versammlungen ab, in denen sie über Zweck und Ziel ihres Unternehmens sprach. Die Gräfin, eine Dame von sehr sympathischem Aeußern und vornehmer Erscheinung, entstammt dem bekannten Geschlecht, das in Deutschland und Dänemark ansässig ist. Sie verlebte ihre Jugend theils in Holstein, theils in Dänemark auf den Gütern ihrer Eltern; sie kam dann an den deutschen Kaiserhof und war längere Zeit Hofdame bei der Kaiserin Augusta. Von Hause aus vertraut mit dem armseligen, entbehrungsreichen Leben der Fischereibevölkerung, hat sie einen Theil ihres Vermögens geopfert und Einrichtungen getroffen, die den Fischern ausschließlich zu Gute kommen. Vor mehreren Jahren errichtete sie in Göhren auf der Insel Rügen ein sogenanntes Fischer- und Seemannsheim, wo die Fischer gern und häufig verkehren. Hier erhalten sie für wenige Pfennige warmes Essen und Trinken. Die Gräfin selbst leitet das Ganze; in der liebenswürdigsten Weise verkehrte sie mit ihren Fischern, und zwar bediente sie sich dabei der plattdeutschen Sprache. Wie schnell sich das segensreiche Unternehmen entwickelte, beweist, welch' dringendes Bedürfniß hier vorlag. Eine weitere Wohlthat bereitete den Fischern die Gräfin noch dadurch, daß sie in Göhren einen Brunnen bauen ließ, der ihnen stets frisches Wasser liefert, das sie früher tagelang entbehrten. Auch im Winter, wenn die Fischer ohne Arbeit und Verdienst sind, greift die Gräfin helfend ein; da wird Holzschnitzerei und Flechterei getrieben, sodaß auch da ein Nothpfennig verdient wird. Ihre schöne Yacht dient der Gräfin nun dazu, sie nach den verschiedenen Plätzen zu bringen. Die Besatzung steht unter der Leitung eines Kapitäns. Es sind meistens Jungens, die sich dem Seemanns-Beruf widmen wollen und an Bord der „Duen" jedenfalls eine gute Schule durchmachen.

### Als ein bewundernswerthes Kunstwerk

darf man die Uhr bezeichnen, die sich im Lesesaal des neuen Reichstagsgebäudes in Berlin befindet. Sie ist mit ewigem Kalendertag, Datum, Monat und Jahreswechsel, sowie Mondphase gefertigt worden. Der goldene Grund der viereckigen Platte, die drei weiße Zifferblätter trägt, ist mit symbolischen Figuren bemalt, die den Tag und die Nacht versinnlichen. Der Tag wird durch einen Schmetterling (Tagpfauenauge) und die Sonne, die Nacht durch eine Fledermaus und einen Kometen symbolisirt. Links ist das Blatt für die Wochentage, rechts das für die Monate, in der Mitte das Datumzifferblatt. Ueber diesem erscheinen in einem Ausschnitt die Mondphasen in Gold auf azurblauem Grunde. In zwei weiteren Ausschnitten ist links die feststehende Jahreszahl der Erbauung des Reichstagsgebäudes zu lesen, während die Zahlen rechts selbstständig bis zum Jahre 1990 bei der Jahreswende Nachts 12 Uhr wechseln. Es lohnt sich, bei Besichtigung des Reichstagsgebäudes dieses tadellos funktionirende Kunstwerk, das ein rühmliches Zeugniß für die Kunst seines Schöpfers ablegt, in Augenschein zu nehmen.

### Der kleine Max

kommt mit großem Gebrüll in's Zimmer gestürzt. Mama, Mama!"

„Still, die Kinder müssen schweigen, wenn die Erwachsenen reden."

„Aber, Mama, ich will Dir nur etwas sagen."

„Das kannst Du sagen, wenn der Papa die Zeitung zu Ende gelesen hat."

Der kleine Max schweigt und wartet geduldig, bis der Papa die Zeitung zu Ende gelesen hat. Da sagt die Mama zu ihm freundlich: „Jetzt rede Du auch, was wolltest Du sagen?"

„Ich wollte nur sagen, daß ich den Hahn der Wasserleitung offen gelassen habe, ich bekomme ihn nicht wieder zu."

Er hat recht.

Zecher (aus dem Weinkeller taumelnd): „Es ist nicht wahr, was die Aerzte sagen, daß ein Ei und ein Glas Wein einen Menschen 24 Stunden lang aufrecht erhalten können; ich habe 16 Eier gegessen und einige 30 Gläser Wein getrunken und habe nun alle mögliche Mühe, mich nur einen Augenblick aufrecht zu erhalten."

Ausrede.

Kunde: „Ihr Haarwuchsmittel hat aber verteufelt wenig Erfolg bei mir gehabt!"

Friseur (achselzuckend): „Was wächst bei diesem kalten Wetter?"

Höchste Frechheit.

Wirth: „So eine Frechheit! Den ganzen Nachmittag sitzen Sie bei einem einzigen Glas Bier, und nachher können Sie es nicht 'mal bezahlen."

Galant.

Fräulein: „Diesen Wein hat Papa seit meiner Geburt im Keller liegen."

Herr: „So, so, also noch ein ganz junges Weinchen!"

Gute Erklärung.

Fritzchen (ein Rezept lesend): „Was bedeutet denn hier oben „Rec." Papa?"

Vater (Justizrath): „Recipe! Das ist die vom Arzt an den Apotheker gerichtete Aufforderung „Nimm ein!"

Erkannt.

Er: „Wollen Sie mir nicht Ihren Fächer leihen?"

Sie: „O, Sie verstehen schon ohnedies genug Wind vorzumachen!"

O weh!

„Alte, ich hab' den Hausthorschlüssel noch nicht, gieb mir'n."

„Wozu denn, Du find'st ja so wie so das Schlüsselloch nicht, wenn Du heim kommst!"

Modern.

A: „Wie geht's Deiner Frau?"

B: „Ich sehe sie sehr selten!"

A: „Ja warum denn?"

B: „Weil sie immer hinter mir auf dem Tandem sitzt!"